

Ein Platz an der Sonne von Elisa Rheinheimer-Chabbi

Dieser Text stammt von der Webseite <https://www.publik-forum.de/Leben-Kultur/koloniale-schatten-im-paradies> des Internetauftritts von Publik-Forum

Ein Platz an der Sonne von Elisa Rheinheimer-Chabbi vom 28.06.2020 Fernreisen sind bei Deutschen sehr beliebt – doch im Urlaub in Afrika oder Asien schwingt die europäische Geschichte mit. So mancher heutige Tourist wird zum Kolonialisten auf Zeit Szene aus dem Film »Paradies Liebe« von Ulrich Seidl: Am Diani Beach in Kenia treffen Menschen und Lebenswelten aufeinander (Foto: ulrichseidl.com)

Liegestühle stehen in hellem Sand, das Meer rauscht, Palmen wiegen sich im Wind. Weiße, Touristinnen und Touristen räkeln sich in der Sonne, während schwarze, junge Männer vor ihnen auf und ab spazieren. Der Filmemacher Ulrich Seidl hat das in seinem Film »Paradies Liebe« eingefangen. Auf den ersten Blick wirkt diese Szene am Diani Beach in Kenia idyllisch und harmlos. Auf den zweiten Blick offenbart sie eine krasse Folge gesellschaftlicher Wirklichkeit: die Einsamkeit und Sehnsucht älterer weißer Frauen nach Liebe und der Wunsch junger schwarzer Männer nach Wohlstand, die sie beide hier zusammenführt. Denn die Frauen sind Sextouristinnen aus Europa, die Männer Nachfahren von Kolonialisierten.

Dieser Text stammt von der Webseite <https://www.publik-forum.de/Leben-Kultur/koloniale-schatten-im-paradies> des Internetauftritts von Publik-Forum



Ein Platz an der Sonne von Elisa Rheinheimer-Chabbi vom 28.06.2020 Fernreisen sind bei Deutschen sehr beliebt – doch im Urlaub in Afrika oder Asien schwingt die europäische Geschichte

mit. So mancher heutige Tourist wird zum Kolonialisten auf Zeit Szene aus dem Film »Paradies Liebe« von Ulrich Seidl: Am Diani Beach in Kenia treffen Menschen und Lebenswelten aufeinander (Foto: ulrichseidl.com) Liegestühle stehen in hellem Sand, das Meer rauscht, Palmen wiegen sich im Wind. Weiße, Touristinnen und Touristen räkeln sich in der Sonne, während schwarze, junge Männer vor ihnen auf und ab spazieren. Der Filmemacher Ulrich Seidl hat das in seinem Film »Paradies Liebe« eingefangen. Auf den ersten Blick wirkt diese Szene am Diani Beach in Kenia idyllisch und harmlos. Auf den zweiten Blick offenbart sie eine krasse Folge gesellschaftlicher Wirklichkeit: die Einsamkeit und Sehnsucht älterer weißer Frauen nach Liebe und der Wunsch junger schwarzer Männer nach Wohlstand, die sie beide hier zusammenführt. Denn die Frauen sind Sextouristinnen aus Europa, die Männer Nachfahren von Kolonialisierten. Dieser Artikel stammt aus Publik-Forum 12/2020 vom 26.06.2020, Seite 44 Erbsünde Rassismus Schwarze Befreiungstheologie von der Sklaverei bis zur Ermordung George Floyds Ausgabe bestellen Jetzt testen vorheriger Artikel nächster Artikel Die kenianische Tourismusbehörde schätzt, dass fast jede dritte Frau, die hier als Touristin anreist, Sex mit einem Einheimischen hat. »Die Auswirkungen dieser Beziehungen sind enorm«, sagt Nina Berman, Professorin für globale Kulturen an der Arizona State University. »Zwischen zehn und zwanzig kenianische Familienangehörige profitieren in jedem einzelnen Fall von einer deutsch-kenianischen Heirat oder langfristigen Liebesbeziehung.« Denn in den meisten Fällen überweisen die Frauen, die hier Sugarmamas genannt werden, jahrelang Geld an »ihren Afrikaner«. Damit kaufen die Kenianer Grund und Boden, bauen ein Haus oder eröffnen ein Geschäft. In gewisser Weise erobern sie sich so ihr Land zurück, das ihnen von den Weißen genommen wurde. Seit den 1960er-Jahren ist der Tourismus in Kenia eine Schlüsselindustrie. Nach der Unabhängigkeit Kenias von den britischen Kolonialherren spielten vor allem deutsche Unternehmer eine entscheidende Rolle bei der Eröffnung von Hotels und Bars, Diskotheken, Tauchschulen und Safari-Angeboten. Heute kommt knapp ein Viertel der Kenia-Touristen aus dem deutschsprachigen Raum. Einige haben sich rund um den (Sex-)Tourismus-Hotspot Diani Beach langfristig niedergelassen. »Deutsche Auswanderer, darunter besonders solche im Ruhestand, spielen eine wichtige Rolle als Immobilienbesitzer, Landeigentümer, Inhaber von Geschäften, Arbeitgeberinnen und Konsumenten«, schreibt Berman. Koloniale Schatten im Paradies Eine Win-win-Situation ist das jedoch nicht: Um den Deutschen einen Platz an der Sonne zu sichern und neue Hotelanlagen zu bauen, wurden Bewohner von ihrem Land vertrieben; andere verkauften es, konnten aber von dem erzielten Gewinn nicht lange leben. »Die Folge: Viele Menschen, die früher in der Lage waren, sich auf ihrem eigenen Stück Land selbst zu versorgen und die ein eigenes Haus besaßen, zahlen heute Miete und sind in Lohnarbeit tätig«, erklärt Berman. Im Laufe von fünf Jahrzehnten habe sich die Gegend rund um Diani »von weitgehend selbstversorgenden Dörfern zu einem urbanen Zentrum mit hohen Kriminalitätsraten, Armut,

Prostitution und Drogenhandel entwickelt«. Das kenianische Diani Beach ist kein Einzelfall. »Viele frühere Kolonien, darunter zahlreiche Inseln, wurden zu touristischen Zielen für die reichen Leute aus den ehemaligen Kolonialmächten«, sagt der mauritisch-australische Wissenschaftler Patrick L'Espoir Decosta, der seine Doktorarbeit zum kolonialen Vermächtnis im Tourismus geschrieben hat. »Exoten« erbringen für reiche Weiße Dienstleistungen in der sogenannten Vergnügungsperipherie. Für viele Beobachter ist der Tourismus deshalb die neue Plantagenwirtschaft. »Wer heute nach Bali, Südafrika oder Sri Lanka reist, kann in All-inclusive-Resorts all die Annehmlichkeiten der früheren Kolonialherren genießen. Dienstbare Hotelangestellte massieren den Touristen die Füße, servieren Cocktails am Hotelpool, tragen ihnen die Handtücher hinterher. Neu ist nur die Masse an Touristen, nicht aber das Phänomen an sich. Bereits während der Kolonialzeit reisten Europäer als Touristen in »ihre« Kolonien. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts boten die französischen Besatzer in Algerien europäischen Touristen die Sahara als »Abenteuerspielplatz« an. Der Tourismus zähle »zum Herzstück des kolonialen Kontexts«, erklärt der tunesische Wissenschaftler Habib Kazdaghli. »Er hat dazu beigetragen, die imperiale Präsenz zu rechtfertigen, er hat die städtischen und ländlichen Landschaften umgestaltet, und er hat vielleicht sogar die Spannungen während der Kolonialzeit verschärft.« Reisen und helfen? Heute trägt der Tourismus mit knapp zehn Prozent mehr zum globalen Bruttoinlandsprodukt bei als jeder andere Wirtschaftszweig. Und wo viel Geld im Spiel ist, ist der Missbrauch nicht weit entfernt. Lokale Eliten profitieren häufig von den Touristenströmen, die teilweise skurrile Blüten treiben – auch aufgrund der Ignoranz von Reisenden aus Industrienationen. Ein negatives Beispiel ist der Voluntourismus: gut gemeinte, aber häufig nicht gut gemachte Freiwilligenarbeit. Wenn deutsche Abiturienten für ein paar Wochen in einem Kinderheim in Südafrika mithelfen, mag das für sie ein Erlebnis sein – für die Kinder ist es das nicht. Dass man Kindern die

gerade liebgewonnene Bezugsperson immer wieder wegnimmt und bei einem zweiwöchigen Einsatz kaum in das jeweilige Land eintauchen, stattdessen aber tolle Fotos auf Facebook oder Instagram posten kann, die Klischees reproduzieren (Weiße helfen Schwarzen, weil die das ja ohne »uns« nicht schaffen), ist dabei bloß eine Facette. Noch dramatischer ist die Entwicklung, die etwa aus Kambodscha, Nepal oder Ghana bekannt ist. »Dort werden Waisenhäuser für den touristischen Bedarf eröffnet, weil sich mit Kindern gutes Geld verdienen lässt«, sagt Antje Monshausen, die sich bei Brot für die Welt mit Tourismus und Entwicklung befasst. »Oft haben die Kinder noch Eltern, die sie aber dort hingeben, weil sie dafür etwas Geld bekommen und auf gute Bildung für die Kinder hoffen. So werden diese ihres Rechts beraubt, bei ihren Eltern aufzuwachsen.« Monshausen rät interessierten jungen Leuten deshalb, Waisenhäuser ganz von der Liste zu streichen und sich für Freiwilligendienste zu entscheiden, die mindestens ein Jahr dauern. Anzeige Exotische Stammestänze für die TouristenFür Freiwilligendienste gilt genau wie für jede andere Reise: Alle Seiten sollten davon profitieren. Die Initiative Transforming Tourism hat Leitlinien erarbeitet, damit dies gelingt. Dazu gehört, dass lokale Führungskräfte genauso profitieren wie Souvenirhändler und dass ethnische Minderheiten nicht von der Mehrheit im Land übergangen werden. Am Beispiel Namibia wird deutlich, wie kultursensibler Tourismus aussehen kann. Dort managen Gemeinschaften der San immer mehr Tourismusprojekte. Dadurch bestimmen die Angehörigen dieser uralten Volksgruppe selbst, wie sie ihre Kultur darstellen wollen. Touristen können die Souveränität der San stärken, indem sie sich für diese Angebote entscheiden. Dennoch werden oft Klischees bedient, um die Erwartungen der Touristen zu erfüllen.

Afrikanische Stammestänze (natürlich mit Trommelwirbel), vorgeführt von Männern und Frauen, die meist auch noch ihre Gesichter bemalen, sodass sie möglichst exotisch aussehen, verkaufen sich schlichtweg gut. Das allein ist noch nicht problematisch. Auch bei einer Reise nach Griechenland zücken Touristen die Kamera, wenn dort Männer in traditioneller Tracht Volkstänze darbieten. Kritisch wird es, wenn eine Reise einzig und allein zu einer Aneinanderreihung von Klischees verkommt. Davor warnt auch die Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie aus Nigeria. Sie berichtet von einer US-Bürgerin, die »nur eine einzige verhängnisvolle Geschichte von Afrika kannte«: die der Armut. »Diese einzige Geschichte enthielt keine Möglichkeit für Afrikaner, ihr in irgendeiner Weise ähnlich zu sein. Keine Möglichkeit für vielschichtiger Gefühle als Mitleid. Keine Möglichkeit für eine Beziehung als gleichberechtigte Menschen«, sagt Adichie. Ohne Visum reisen ist ein Privileg und so steht die Frage nach der Geisteshaltung im Zentrum der Debatte um postkoloniales Reisen. Einige Aktivisten sehen schon das Reisen an sich als »koloniales Begehren« an. Es sei für weiße Europäer »nicht möglich, in ehemals kolonisierte Länder zu fahren, ohne koloniale Herrschaft zu reproduzieren«, schreiben linke Aktivisten des Projekts No-racism. Dem widerspricht L'Espoir Decosta, der an der Australian National University lehrt. »Menschen reisen ja nicht mit kolonialer Absicht, auch wenn ihre Haltung und ihr Verhalten gegenüber den Menschen in den bereisten Ländern manchmal an koloniale Zeiten erinnern«, meint er. Decosta plädiert deshalb für mehr Sensibilität der Reisenden. Dazu gehört es, sich bewusst zu machen, dass grenzenloses Reisen ein Privileg ist, das Europäer und Amerikanerinnen, Australier und zunehmend auch Chinesen genießen, nicht aber Pakistanis und Senegalesen, Bolivianer, Jemeniten oder Vietnamesen. »

Versuchen Sie mal, als brauner Mensch ein Visum zu bekommen«, schreibt Indi Samarajiva, der aus Sri Lanka stammt. Während Menschen wie er »in Botschaften wie bescheidene Bettler« sitzen müssten, »liegen zu Hause auf unseren Stränden die Weißen. Die Nachkommen der Kolonialzeit kehren zurück, um ihr früheres Land zu genießen«. Der Journalist lehnt das nicht ab, verlangt aber Gerechtigkeit. »Ich bin ganz froh, wenn unsere Strände weiß sind, aber lasst den Louvre dann auch braun sein!«, fordert er. Tatsächlich entscheidet der Zufall der Geburt und das Glück des »richtigen« Passes noch immer darüber, wer wohin reisen darf. Während Kanadier 95 Prozent der Welt ohne Visum bereisen dürfen, können Menschen aus Sri Lanka visumsfrei nur 22 Prozent der Welt erreichen. »Einige von uns sind Touristen«, fasst Samarajiva dieses frappierende Ungleichgewicht zusammen. »Der Rest von uns ist der Zoo.« Über Visumsfreiheit zu entscheiden ist Sache der Politik. Ohne kolonialistische Attitüden zu reisen ist Sache eines jeden Einzelnen (siehe Kasten). Das ist durchaus möglich – dann nämlich, wenn Reisen als Lernmöglichkeit verstanden wird, wenn echte Begegnungen stattfinden und Touristen bereit sind, sich auf Neues und Überraschendes einzulassen. Das kann auch bedeuten, festzustellen, dass Addis Abeba viel moderner ist als erwartet, dass die Internetverbindung in Laos besser ist als in der Lausitz – und dass einiges gar so ist wie zu Hause.

Wer achtsam reist, genau hinschaut, sich abseits der künstlichen Touristenparadiese bewegt und ein Gespür für die Machtverhältnisse entwickelt, wird die Ungerechtigkeit der postkolonialen Welt und die Hybris der weißen Kultur darin erst recht erkennen. So wie der Schriftsteller Gustave Flaubert (1821-1880) es sagte: »Reisen macht einen bescheiden. Man erkennt, welch kleinen Platz man in der Welt besetzt.« Nächster Artikel: Sensible Kleriker erklären Ihnen den Feminismus Kommentare Sie sind angemeldet als Beverley Wilson-Wünsch. Abmelden Ihr Kommentar Noch 1000 Zeichen Wenn Sie auf "Absenden" klicken, wird Ihr Kommentar ohne weitere Bestätigung an Publik-Forum.de verschickt. Sie erhalten per

Dieser Text stammt von der Webseite <https://www.publik-forum.de/Leben-Kultur/koloniale-schatten-im-paradies> des Internetauftritts von Publik-Forum